Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse“.

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 6.	1. Quartal.	1887.

Liebe und Ehrgeiz.

Frei nach dem Englischen von **Arthur Zapp.**

(Fortsetzung.)

[6]

Halb Bitte, halb Befehl lag in dem Tone der Stimme des Obersten. Forschend blickte er auf seine Tochter herab, die ihre Blicke vor den seinigen erröthend niederschlug und leise erwiderte:

„Ich kann mich nicht weigern, mit Mr. Witchell, dem ich trotz Allem zu Dank verpflichtet bin und den ich nach Allem, was ich von ihm sah, hochachten muß, zu sprechen, wenn er mich anredet.“

Jetzt brach der heißblütige Lanier, der jedes Wort des zwischen Vater und Tochter gewechselten Gespräches aufmerksam mit angehört hatte, zornig los, seine Verlobte mit zornsprühenden, katzenartigen Blicken seiner schwarzen Augen betrachtend:

„Warum gestehst Du nicht gleich ein, daß Du ihn liebst, daß Du Dich ihm verlobt hast?“

„Weil das nicht wahr ist,“ entgegnete das junge Mädchen ruhig, den aus seinen Augen funkelnden Blitzen mit festem, furchtlosem Blicke begegnend.

„Niemals ist zwischen ihm und mir ein Wort von Liebe gewechselt worden.“

„Auch keines geschrieben?“ zischte Lanier zwischen seinen vor Wuth aufeinandergepreßten Zähnen hervor, indem er dicht an das junge Mädchen herantrat.

„Auch das nicht.“

„Dann wäre ich doch begierig, zu erfahren — und vielleicht sind es auch Deine Eltern —, was in jenem Briefe gestanden, den Witchell durch einen seiner schwarzen Boten vor einiger Zeit an Dich geschickt hat.“

„Was! Witchell hat an Dich geschrieben? Wäre das möglich, Adele? Was soll das heißen?!“

„Nur wenige Zeilen, Vater, indem er mir über Derrick's Zustand berichtete.“

„Ueber Derrick's Zustand? Was in aller Welt hatte er damit zu thun?“

„Ich kann Euch das heute nicht auseinandersetzen. Ich muß ihn erst sehen und fragen —“

„Ihn fragen!“ brauste der Vater jetzt auf. „Ich verbiete Dir bei meinem Zorne, jemals wieder mit Kapitän Witchell eine Begegnung zu suchen und seine an Dich gerichteten Worte anzuhören. Thust Du es dennoch, erfahre ich, daß Du je wieder in irgend welcher Weise mit ihm verkehrt hast, so soll Dir fortan Dein Vaterhaus verschlossen sein. Wie eine giftige Schlange, die sich heimlich eingeschlichen hat, will ich Dich von dannen weisen, niemals wieder soll Deine Mutter Dich in ihre Arme schließen. Eltern, Bruder und Heimath wirst Du verlieren. Hörst Du es? Und das bedenke!“

Ein tiefes, minutenlanges Schweigen folgte diesen Worten, das nur durch das laute Schluchzen der gutherzigen Mrs. Holman unterbrochen wurde, die es, obgleich auch sie der Meinung war, daß Adele sich gröblich vergangen habe, nicht mit ansehen konnte, wie ihr Liebling so hart angelassen wurde.

Adele senkte verschüchtert das Haupt, ohne eine Erwiderung zu wagen. Sie verließ, da der Vater ihr den Rücken wendete und sie nicht weiter beachtete, das Zimmer, in dem, soweit sie sich erinnern konnte, noch nie eine derartige Szene stattgefunden hatte.

Es waren unerquickliche Tage, die nun folgten. Adele bemühte sich, obgleich sie von tiefem Herzweh gequält wurde, freundlich zu erscheinen, doch von allen Seiten wurde ihr mit verletzender Kälte begegnet. Ihr Vater ignorirte sie fast und sprach sie nie an, sogar die Mutter machte eine vorwurfsvolle Miene, so oft sie mit Adele zusammen war und redete



Johannes Scherr †. (Mit Text auf Seite 48.)

nur in gekränktem Tone mit ihr. Derrick ließ sich selten sehen, er war fast immer abwesend, wahrscheinlich mit seinem Freunde Lanier auf einer Bummeltour, wie die Mutter bemerkte. Denn es sei seine leidige Gewohnheit, sobald er Aerger und Verdruß habe, in berauschenden Getränken Trost zu suchen. Dabei werde ihm Lanier gewiß sekundiren, denn der arme Junge habe noch mehr als Derrick Grund, sich zu betäuben.

Mr. Lanier hatte Adele seit jener Szene nicht mehr gesprochen, sie vermied geflissentlich jedes Alleinsein mit ihm. Sobald sie ihn mit Derrick die breite Allee, welche zu dem Herrenhause von Mossy Valley führte, hinaufgaloppiren sah, schloß sie sich in ihr Zimmer ein.

Das unregelmäßige Kommen und Gehen der Beiden bestätigte übrigens die Vermuthung der Mutter. Sie wußte, daß Lanier in seiner Junggesellenwohnung immer ein kleines Lager guter Weine und Brandy's hielt, obgleich er für gewöhlich kein starker Trinker war.

Beide hatten anscheinend etwas Besonderes vor. Ebenso geheimnißvoll wie sie kamen, verschwanden sie auch, ohne je über das Ziel und den Grund ihrer häufigen Exkursionen etwas verlauten zu lassen.

Es mochten etwa acht Tage nach Adele's Heimkehr von Malta vergangen sein, als Derrick und Lanier eines Morgens in Gesellschaft von noch zwei jungen Männern in Mossy Valley erschienen. Adele sah, wie sie abstiegen und mit Derrick nach seinem Zimmer gingen. Bald darauf hörte sie zwei aufeinanderfolgende Pistolenschüsse, die jungen Leute feuerten durch das Fenster, offenbar um Waffen zu proben.

Eine halbe Stunde später saß Adele in ihrem Zimmer, einem hübschen Stübchen zu ebener Erde, dessen Fenster auf den kleinen Garten vor dem Hause hinausgingen. Sie hatte an einem der geöffneten Fenster Platz genommen, ein Buch auf dem Schoß, während ihr rechter Arm auf dem Fenstersims lag und die Hand nachlässig herabhing.

Plötzlich fühlte sie die Hand ergriffen, sie blickte erschreckt auf und sah Lanier, der mit geröthetem Gesicht und unheimlich funkelnden Augen im Garten am Fenster stand.

„Wo ist der Ring, den Du früher an diesem Finger trugst, unser Verlobungsring?" fragte er sie mit heiserer Stimme.

„Unser Verlobungsring? Ich habe den Ring von Dir angenommen, als Du mir ihn einst als Präsent machtest. Aber ich habe ihn nie als einen Verlobungsring betrachtet," entgegnete sie, indem sie sich vergeblich bemühte, ihm ihre Hand zu entziehen.

„Er war ein solcher, Du weißt es so gut, als ich. Wo ist er?"

„Er liegt in meinem Schubkasten. Wenn Du meine Hand freigeben willst, so will ich ihn Dir bringen."

Er entsprach ihrer Bitte, und sie erhob sich, um den Reif zu holen. Als sie ihn in seine Hand gleiten ließ, fragte er sie: „Darf ich ihn Dir an den Finger stecken?"

„Nicht als Brautring, denn ich bin Dir nicht verlobt."

„Du bist es, oder Du hast mich schmählich getäuscht."

„Nein, Richard, Du bist in einem Irrthum befangen. Ich habe Dir niemals förmlich versprochen, Deine Gattin zu werden. Da es dem Wunsche meiner Eltern entsprach, so wollte ich lernen, Dich liebzugewinnen. Einst glaubte ich auch Dich zu lieben. Es war ein Irrthum. Ich habe jetzt klar erkannt, daß mein Herz nicht für Dich schlägt und daß ich nie die Deine werden kann. Seit mir diese Erkenntniß geworden, versuchte ich, es in meinem Betragen Dich fühlen zu lassen. Es war vielleicht Unrecht von mir, daß ich Dir das nicht sogleich offen gestand."

„Und seit wann bist Du Dir darüber klar, daß Du mich nicht liebst? Seit jenem Moment sicherlich," beantwortete er seine Frage selbst, indem Scham, Wuth und Zorn zugleich in dem Vibriren seiner Stimme sich ausdrückten, „seit jenem Moment, da Dein falsches Herz in sündiger Leidenschaft für einen Anderen entbrannte. Der verd— Witchell ist an Allem schuld. Um dieses erbärmlichen Yankee willen weisest Du die Werbung eines Gentleman, des besten Freundes Deiner Familie, zurück. Du brichst mir die Treue, um Dich dem Feinde Deines Vaters an den Hals zu werfen."

Das junge Mädchen war tief erblaßt, sie erhob sich von ihrem Sitz und entgegnete auf die beschimpfenden Anklagen des jungen Mannes:

„Ich will Ihre Beleidigungen nicht länger anhören, Mr. Lanier. Lassen Sie mich das Fenster schließen."

Er trat einen Schritt zurück und warf mit wüthender Geberde den Ring zur Erde:

„Fort mit Dir und zugleich fort der Glaube an Weibertreue! Nie mehr soll mich ein Weib in ihren Netzen fangen, nie mehr will ich dem falschen Lächeln eines heuchlerischen Frauenantlitzes Glauben schenken.

Liebe nicht, nur Haß will ich Euch widmen und Du, Adele Holman, Du falsches Heiligengesicht, fürchte meine Rache!"

Mit einem giftigen Blick auf das erschreckte Mädchen stürzte der leidenschaftliche Mensch davon. Eine entsetzliche Angst krampfte ihr Herz zusammen, als sie ihn eine Minute später im rasenden Galopp davon sprengen hörte. Gleich darauf erschien auch ihr Bruder und seine beiden Begleiter, alle erhitzt und erregt. Einer der jungen Männer trug Derrick's Repetirgewehr, und Adele sah, wie unter ihres Bruders Ueberrock ein paar Pistolen hervorguckten.

„Wollt Ihr auf die Jagd gehen, Kinder?" redete Mrs. Holman, die eben in den Garten hinaustrat, ihren Sohn an.

„Ja, Mutter, wir pürschen nach Wild," entgegnete Derrick mit häßlichem Lachen.

„Aber Ihr habt ja keine Hunde, „Nero" und „Bull" sind mit dem Vater auf das Feld gelaufen."

„Wir brauchen keine Hunde."

„Also geht Ihr auf den Anstand?"

„Ja, Mutter, wir gehen auf den Anstand, um auf ein Edelwild zu fahnden," gab Derrick in einem Tone zurück, der Adele schaudern machte.

* * *

Der Abend dämmerte schon herein und Adele saß immer noch auf ihrem Platz am Fenster, von dem aus sie vor einigen Stunden ihren Bruder und dessen Freunde die Straße hatte hinabreiten sehen.

Der purpurne Streif, den der Untergang der Sonne an dem wolkenlosen Himmel zurückgelassen, war in ein intensives Roth übergegangen.

In Adele's Zimmer herrschte bereits volle Dunkelheit, aber sie zündete die Lampe nicht an, noch schloß sie das Fenster, aus welchem ihre Blicke träumerisch nach dem Rande eines fernen Hügels schweiften.

Plötzlich drängte sich etwas zwischen sie und das Objekt ihrer Blicke. Ein kraushaariger Kopf erhob sich über dem Fenstersims mit blassem Gesicht, zahllosen Sommersprossen und einem Paar kleiner verschmitzter Augen.

„Miß Dell," flüsterte der Besitzer dieses nicht gerade anziehenden Kopfes, als sie erschreckt zurückfuhr, „erschrecken Sie nicht! Ich bin es nur, Piper, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen. Darf ich hineinkommen?"

Sie erkannte nun, daß die plötzlich vor ihr auftauchende Erscheinung ein Waisenknabe war, der seit einigen Jahren auf Lanier's Besitzung ein Unterkommen gefunden hatte und allerlei Arbeiten im Hause und auf dem Hofe verrichtete, wofür er durch Speisen, Kleidung und freundliche Worte oder unsanfte Püffe belohnt wurde, je nach Lanier's wechselnder Stimmung.

Piper war gleichwohl seinem Herrn mit der Treue und Ergebenheit eines Hundes zugethan; ob es Schelte und Hiebe oder lobende Worte setzte, immer war er gleich demüthig, gleich willig seinem jungen Herrn gegenüber. Nur mit den Negern stand er sich nicht sonderlich, sie spielten ihm Possen, wo es nur anging.

Adele hatte ihm einst einen Dienst geleistet. Als er einmal bei einem Raubzug gegen die Melonenbeete ihres Vaters in eine Stahlfange gerathen war, befreite sie ihn und verband seine Wunde, auch schwieg sie über das Abenteuer. Das hatte ihr der Knabe nicht vergessen. Er hatte hoch und theuer gelobt, für sie seinen letzten Blutstropfen herzugeben, ein Gelöbniß, das allerdings bei Adele bedeutend an Werth verloren hatte, als sie einst Zeugin war, wie er vor einem kollernden Truthahn das Hasenpanier ergriff.

„Komm herein!" sagte sie mit einer ahnungsvollen Beängstigung, daß die versprochene Mittheilung in irgend einem Zusammenhang mit der Drohung Lanier's und den doppelsinnigen Worten ihres Bruders stehen werde.

Die lange, hagere Gestalt des behenden, hoch aufgeschossenen Knaben schwang sich durch das Fenster in das Zimmer.

„Schließen Sie die Thür, Miß Dell," bat er furchtsam.

„Ich möchte nicht, daß mich jemand sehe. Ich bin durch den Obstgarten hereingekommen, und es ist mir glücklich gelungen, durch die Büsche zu kriechen, ohne daß die boshaften Nigger mich bemerkt haben."

Sie that nach seinem Wunsche und trat dann zu ihm.

„Nun, was giebt's, Piper?"

„Geloben Sie mir, Miß Dell, es Niemand zu sagen, was ich Ihnen jetzt mittheilen will!"

„Wie kann ich das thun, wenn ich nicht weiß, was Du mir zu sagen hast?"

„Nun, dann versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie zu Niemand verrathen werden, wer Ihnen die Kunde brachte."

„Gut! Das thue ich hiermit. Erzähle jetzt endlich, warum es sich handelt!"

„O, Miß Dell, hören Sie gut auf! Schreckliches wird geschehen in dieser Nacht, Blut wird vergossen und ich bin besorgt, daß die Geschichte Mr. Richard und Mr. Derrick, die ihre Hände dabei im Spiele haben, nicht gut bekommen wird."

„Was sollen diese Worte bedeuten? Sprich endlich klar heraus, was geschehen soll!"

„Das will ich. Sehen Sie, Miß Dell, seit Mr. Richard nach jenem Abend des Schuljubiläums aus Malta zurückgekehrt ist, hat er ein ganz auffälliges Benehmen an den Tag gelegt. Nirgend Ruhe, nie zufrieden, Keiner kann ihm irgend etwas zu Dank machen. Gott sei's geklagt, wie oft er mir den Tag über „den Kopf zurecht setzt" — wie er sich ausdrückt, das heißt, mir die Kleiderbürste oder den Stiefelknecht an den Kopf wirft. Und der Flasche hat er in den letzten Tagen zugesprochen, mehr als sonst in einem ganzen Monat, er und Mr. Derrick. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, aber gestern Abend bin ich dahinter gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Haus der Junggesellen.

Humoreske von H. Walterschaft.

(Nachdruck verboten.)

Ernst Guckmann und Hugo Werner waren von Kindheit an Freunde gewesen. Sie hatten zusammen das A-B-C gelernt, zusammen das Gymnasium besucht und gingen auch zusammen auf die Universität. Das erste Examen wurde gemeinsam gemacht und jeden weiteren Schritt in ihrer Karriere thaten sie mit einander. Da, als sie das vierzigste Lebensjahr vollendet, beerbte Ernst Guckmann einen reichen Onkel in Amerika. Er hängte in Folge dessen die Laufbahn des Juristen an den Nagel und kaufte sich eine reizende Villa.

Alle Welt, das heißt die ganze Einwohnerschaft der ziemlich bedeutenden Provinzialstadt, in der die beiden Freunde lebten, glaubte nun nicht anders, der Herr Kreisrichter würde nun endlich über sein Junggesellenleben quittiren und sich unter den Töchtern des Landes eine Gefährtin suchen. Aber Herr Ernst Guckmann dachte auch nicht im entferntesten daran, die geliebte Freiheit aufzugeben. Er fand absolut keinen Gefallen an dem schönen Geschlecht und liebte nur seinen prächtigen weißen Pudel Caro, dazu den treuen, oft erprobten Freund Hugo Werner.

An Letzteren hatte er denn auch zuerst bei dem Glückswechsel gedacht. Mit seiner ganzen Ueberredungskunst vermochte er Hugo, ebenfalls der Göttin Gerechtigkeit den Dienst zu kündigen und sich pensioniren zu lassen.

„Wir leben zusammen ganz unseren Liebhabereien in meiner Villa," sagte er. „Ich habe bereits ein Testament gemacht, in dem ich Dich, sollte mir etwas Menschliches passiren, zu meinem Universalerben ernannt; selbstverständlich mit der Bedingung, daß Du Caro bis zu seinem Ende pflegst, nota bene, wenn sich das treue Vieh bei meinem Tode noch seines Hundedaseins freuen sollte."

Hugo Werner vermochte dem Drängen des Freundes nicht auf die Dauer zu widerstehen. Da auch ihn nicht Hymens Bande fesselte, so zog er nach einem halben Jahr ebenfalls in die Villa. Das lustigste Junggesellenleben nahm damit seinen Anfang.

Ernst Guckmann hatte seinen Haushalt in durchaus vornehmem Styl eingerichtet. Auch eine zahlreiche Dienerschaft stand den beiden Herren und — Caro zur Verfügung. Aber kein weiblicher Domestik wurde in der Villa geduldet, keine Köchin, kein Zimmermädchen. Selbst das Waschen und Plätten ward von Männern besorgt.

„Wir wollen doch den Weibern zeigen, daß wir absolut auch ohne sie leben können," sagte der reiche Erbe und schaute sich behaglich in den prächtigen Räumen um, die Männerhände sauber und zierlich erhalten mußten.

Herr Werner nickte dazu; aber er erwiderte kein Wort. Die Wahrheit gestanden, war ihm das schöne Geschlecht nicht so durchaus antipathisch, wie dem Freunde. Vielleicht würde er auch längst geheirathet haben, wenn ihm irgend eine Dame bisher das geringste Interesse gezeigt hätte. Aber die vierschrötige Gestalt und das plumpe Gesicht des armen Richters wollte Keiner gefallen. — — — — — — —

Der Villa gegenüber stand ein hübsches, zweistöckiges Haus. Aber Herr Guckmann pflegte durchaus auch nicht den geringsten Umgang mit den Bewohnern desselben. Seit einiger Zeit bemerkte er jedoch, daß die Blicke seines Freundes oft mit einem sonderbaren Ausdruck nach dem freundlichen Hause hinüberflogen. Da Herr Werner nun längere Zeit Untersuchungsrichter gewesen, so meinte Guckmann, er habe da drüben etwas Verdächtiges bemerkt, irgend ein gefährliches Subjekt. Seitdem er, Guckmann, aber ein reicher Mann geworden, hatte er eine fast krankhafte Angst vor Dieben und so fragte er denn eines Morgens seinen Freund mit bebender Stimme:

„Werner, um Gotteswillen, sage mir die Wahrheit! Nicht wahr, das Haus da drüben birgt eine gefährliche Nachbarschaft?"

Herr Werner seufzte. Seine kurzsichtigen Augen warfen einen eigenthümlichen, aber keineswegs kriminalistischen Blick nach den beiden Fenstern, die genau denen seines Wohnzimmers gegenüberlagen. Ein Wort, ein beschwichtigendes Wort aber kam nicht über seine Lippen.

„Du schweigst, Werner?" jammerte der geängstigte Guckmann da und rückte in nervöser Hast die Perrücke auf dem vor der Zeit kahl gewordenen Schädel hin und her. „Mein Gott, aber dieses Schweigen ängstigt mich noch mehr! Ich bitte Dich, gestehe mir doch — da drüben haust ein berüchtigter Einbrecher und Dieb, ein Ungeheuer, das selbst vor dem Aeußersten nicht zurückschrecken würde, wie?"

„Bist Du von Sinnen," unterbrach ihn da aber Herr Werner. „Nein, nein," setzte er dann hinzu, „wir haben contraire ohne alle Frage die anständigste Nachbarschaft von der Welt." Aber leise, ganz leise, wie nur für sich selbst, fuhr er fort: „Und die Lieblichste, die Holdseligste, die ich mir wünschen könnte."

Herr Guckmann aber war keineswegs beruhigt. Trotz der Bitten, der Widerreden seines Freundes ließ er sofort sämmtliche Schlösser seines Hauses ändern. Was aber das Fürchterlichste für Werner war: Alle Fenster in der Villa wurden vergittert. Natürlich lachte die ganze Stadt, die ohnehin schon genug über die Junggesellenwirthschaft in der reizenden Villa spottete, über dies sonderbare Vorgehen.

Aber mit all' diesen Vorsichtsmaßregeln lange nicht genug, schaffte Herr Guckmann sich auch noch eine auf den Mann dressirte dänische Dogge an, der mitten auf dem Hof ein ganz komfortables Häuschen erbaut wurde. Nicht eine Hundehütte — o, behüte! es war ein wirklich steinernes Häuschen mit einem Vorraum darin und einem regulären Wohnzimmer für Herrn Herkules. Selbstverständlich erfreute sich die Dogge auch des männlichen Geschlechts.

Wie man im Nachbarhause über all' diese wunderlichen Veränderungen dachte, wußte Niemand. Selbst die Dienerschaft der Villa verkehrte ja nicht mit den Insassen des vis-à-vis-Gebäudes. Herr Guckmann hatte es wohl verstanden, sich nur Feinde des weiblichen Geschlechts, auch alte Junggesellen, zu Dienstboten zu engagiren. Da aber drüben zum größten Theil nur Frauen aus- und eingingen, so war es selbstverständlich, daß das Villenpersonal verächtlich von der Höhe seines Mannesbewußtseins auf die Nachbarschaft herabschaute. — —

Was aber Herrn Hugo Werner anbetraf, so zeigte er sich, seitdem auch seine Fenster mit eisernen Traillen verziert, sonderbar verändert. Er hatte keinen Appetit und durchaus keine Neigung mehr für das Schachspiel, dessen leidenschaftlichster Anhänger er doch seit seinen Jünglingsjahren gewesen. Aber, was das Wunderlichste war, der sonst so bedächtige Herr erschien ruhelos, wie Ahasver.

Früher hatte man ihn stets fast mit Gewalt zu einem Gang in das Freie nöthigen müssen. Jetzt aber lag er, um sich eines trivialen Ausdruckes zu bedienen, fast von früh bis spät auf der Straße. Immer — immer aber schauten seine armen, kurzsichtigen Augen, welchen selbst die Brille nicht mehr viel helfen konnte, nach jenen beiden Fenstern des Nachbarhauses, welche denen seines Wohnzimmers gegenüber belegen. Dort erblickte er ja nur zu oft einen Frauenkopf, der ihm, vielleicht liebesehnend, auffällig immer wieder das Antlitz zukehrte. Herr Hugo Werner konnte die Züge dieses Gesichtes nicht erkennen, aber seine noch immer lebhafte Phantasie zauberte ihm ein Engelsbild vor die Seele und er sagte sich: „All' diese Holdseligkeit schaut nur nach mir aus, nach mir, dem treuen Ritter Toggenburg!"

Tag für Tag verging. Da endlich ertrug Herr Werner die peinigende Ungeduld seines Innern nicht länger. Er hatte sich ja auch bereits aufgearbeitet zu einem festen Entschluß. Seine Absicht war, ohne Umstände der Getreuen Hand und Herz zu bieten und sich dann erneuert um ein Amt im Staatsdienst zu bemühen. Gewiß, es wurde ihm schwer, das gastliche Haus des erprobten Freundes zu verlassen; aber — Jenun, es geht doch ein Jeder die eigenen Wege, welche das Schicksal vorgeschrieben. Was ist Freundschaft gegen Liebe?! Herr Werner blickte verzückt auf sein vis-à-vis. Der liebe Kopf war wirklich wieder am Fenster. Er sah deutlich, daß ihn heute ein rosa Band geschmücktes Morgenhäubchen zierte. Wie reizend mußte die Holde in dieser Bedeckung aussehen!

Er hatte immer gefunden, daß die Frauen am hübschesten in einem zierlichen Negligee sind, im hellen Morgenröckchen und dem bebänderten Häubchen dazu. Jetzt stand es fest in ihm, seine Frau müßte für ihn, im Hause, nur immer solche Häubchen tragen.

„Ach Gott, wenn es nur erst so weit wäre!" flüsterte er. „Aber es liegt wohl noch ein weiter Weg vor mir, bis ich die Geliebte zum Traualtar führen kann." — — — — —

Natürlich zerbrach sich Freund Guckmann höchlichst den Kopf über die wunderliche Weise des Gefährten, und eines Morgens, als ihm Werner gar zu sonderbar vorkam, schickte er nach dem Arzt.

Dr. Winterstein erschien sofort. Der Gerufene hatte sich bisher auch noch nicht dazu verstehen können, in einer Frau seine bessere Hälfte zu sehen. Was war da selbstverständlicher, als daß er sich des höchsten Vertrauens Herrn Guckmann's erfreute.

„Ich weiß nicht, was mit Werner vorgegangen," sagte der reiche Erbe denn auch unumwunden zu dem Arzt, als derselbe in sein Empfangszimmer getreten war. Den behäbigen Jünger Aeskulaps auf ein Sopha drückend, fuhr er fort: „Ich muß Ihnen gestehen, Doktor, manchmal fürchte ich fast für den Verstand des lieben, alten Jungen."

Der Doktor ließ sich haarklein erzählen, was denn den Bekümmerten zu dieser entsetzlichen Angst gebracht. Als Guckmann seinen Bericht erstattet, nickte er ein paar Mal mit dem Kopfe, dann fragte er:

„Wer wohnt denn da drüben? Meiner Ansicht nach leidet Richter Werner wirklich an einer gewissen Art Paranoia, die man im gewöhnlichen Leben Verliebtheit, Heirathswuth nennt."

Ein leiser Ruf namenlosen Entsetzens rang sich über die Lippen Herrn Guckmann's. „Verliebtheit, Heirathswuth!" stöhnte er und die hellen Schweißtropfen traten auf seine Stirn. Im Moment aber klärte sich der Ausdruck seines Gesichts wieder. Seine Hand legte sich auf die Schulter des Doktors und er lächelte sogar, als er erwiderte: „Ihren Scharfblick in Ehren, Werthester, aber hier sind Sie mit Ihrer Annahme doch auf dem Holzwege! In dem Hause da drüben befindet sich keine Person, in die sich mein Freund ver- — o, ich schaudere vor dem Ausdruck — verlieben könnte! Seine Insassen bestehen nur aus ein paar verschrumpften, unverheiratheten Damen, die sich durch ihrer Hände Arbeit ernähren und einem greisen Ehepaar."

„Unbegreiflich! Aber ich bleibe trotzdem dabei. Ihr Freund leidet an Verliebtheit!" Ich beobachtete dieses Stadium von Paranoia in vielen Fällen und täusche mich nicht. Doch nun bitte, führen Sie mich zu Herrn Werner, damit ich den Patienten beobachte."

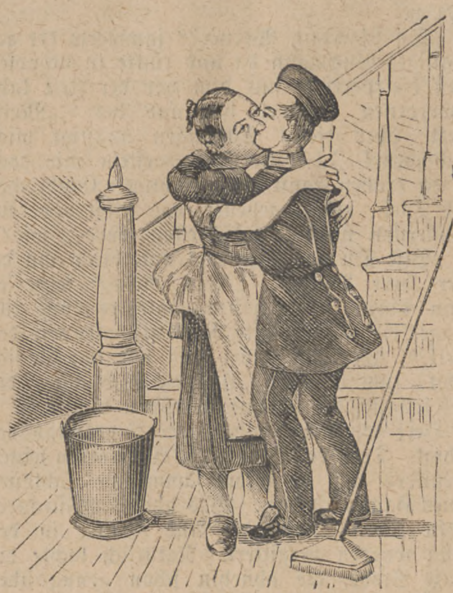
Ecke stand ein schönes Zelt — von dunklem Seidendamast. Darin aber befand sich ein weiches Ruhepolster. Herr Caro, gewaschen und gekämmt, hielt momentan ein Schläfchen; aber er sprang sofort empor, als sein Herr eintrat.

mein Theil liebe Hunde nicht, halte mir jedoch einen Papagei. Aber da sind wir wohl vor den Gemächern Ihres Freundes angelangt," setzte er hinzu, als eine geschlossene Thür plötzlich am Weiterschreiten hinderte. „Wissen Sie was, Guckmann, ich ziehe es doch vor,

Illustrirte Citate aus deutschen Klassikern.



Ritter Toggenburg.
Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr.



Lied von der Glocke.
— — — Das schönste sucht er auf den Fluren.



Ring des Polykrates.
Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor.



Tell.
Entränn' auch er jetzt kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.



Maria Stuart.
Lebt wohl, jetzt hab ich
Nichts mehr auf der Erden.



Faust.
Gretchen: Steht aber doch schief darum,
Denn du hast kein Christenthum,
Zur Messe bist gewiß du lange
Faust: O doch! [nicht gewesen.

Die beiden Herren schritten gemeinsam durch eine prachtvoll geschmückte Zimmerflucht. Auch das Kabinet mußten sie passiren, in dem Caro allein regierte. Es war luxuriös eingerichtet, wie alle übrigen Räume. Auf dem Fußboden lagen dicke Teppiche und in einer

„O, o, mein Liebling, wir stören Dich!" sagte Guckmann bedauernd. Zu dem Doktor gewendet, setzte er hinzu: „Ein treues Thier, ein Kapital-Kerl, mein Caro!"

„Nur etwas zu verwöhnt, Lieber! Nun, es hat ja aber ein Jeder seine Passion! Ich für

allein zu dem Kranken zu gehen," sagte er dann. „Mein Besuch kann ihm auch garnicht auffallen, wir sind ja alte Tischgenossen gewesen und haben manche Partie Schach miteinander gespielt. Ich denke, Werner leichter ergründen zu können, wenn keine dritte Person zugegen ist!"



Wald im Winter.

„Wie Sie meinen!“ erwiderte Guckmann ein wenig empfindlich, zog sich aber sofort zurück.

Werner hatte soeben seine Toilette beendet. Dieselbe bezeugte heute eine ganz außerordentliche Sorgfalt.

„Sie — Winterstein?“ rief er, als der Doktor nach kurzem Klopfen in das luxuriös ausgestattete Gemach trat; aber eine gewisse Ungeduld vibrirte durch die wenigen Worte.

Winterstein schien jedoch nichts davon zu merken, daß er nicht gelegen kam, sondern streckte dem alten Bekannten freundlich seine beiden Hände entgegen: „Ja, ich, mein bester Herr Kreisrichter! Hatte ich mir doch schon lange vorgenommen, Sie einmal in diesem Idyll aufzusuchen. Aber glauben Sie mir, ich konnte wirklich nicht eher dem Entschluß auch die That folgen lassen. Meine Pflichten als Arzt nehmen mich derart in Anspruch, daß ich — doch vor Allem gestatten Sie mir wohl, daß ich mich setze — so —! Oh, das nenne ich Behaglichkeit!“

Werner warf ihm einen unfreundlichen Blick zu. Es bedurfte durchaus keiner großen Menschenkenntniß, um zu bemerken, daß ihm an dieser Behaglichkeit augenblicklich nicht viel gelegen war. Er selbst nahm denn auch nicht Platz, sondern blieb mit verschränkten Armen vor seinem Gast stehen. Die Augen des Doktors hingen indessen mit lächelnder Bewunderung an der breiten Gestalt seines Patienten.

„Ihr Frack sitzt famos,“ sagte er dann nach einer kleinen Pause, „und wie hübsch sich die Rosenknöspchen im Knopfloch machen! Wissen Sie auch, lieber Werner, daß Sie ganz den Eindruck eines Mannes machen, der auf Freiersfüßen geht? Aber verzeihen Sie mir, ich weiß ja genau, welcher Ansicht Sie huldigen — Sie und ich, wir Beide haben wenigstens unverbrüchlich zum Cölibat geschworen.“

„Geschworen?!“ unterbrach ihn da ingrimmig Werner. „Geschworen?! Ich habe nicht geschworen! Und wenn es mir einfiele, heute oder morgen ein edles, gesittetes weibliches Wesen an meine Seite zu stellen, so hätte kein Mensch etwas darüber zu reden, es wäre das ganz nur meine Sache.“

„Aber ich bitte Sie, Theuerster, wo befinden wir uns denn?“

„Momentan in dem Hause meines Freundes.“

„Im Hause der Junggesellen, im „Kloster weltlicher Mönche“, wie die Stadt diese Niederlassung nennt,“ unterbrach der Doktor den Aufgeregten.

Der aber war inzwischen an das Fenster getreten. Wie seine Augen aber die obere Etage des gegenüberliegenden Hauses trafen, erweichte sich plötzlich der finstere Gesichtsausdruck und ein sanftes Lächeln glitt um den breiten Mund in dem feisten Gesicht Richter Werner's.

In den Zügen des Doktors aber ging eine wunderbare Veränderung vor. Es zuckte in ihnen und seine Lippen preßten sich fest aufeinander, als wollte er ein heiteres Lächeln gewaltsam bezwingen.

„Wie steht es denn mit der Sehkraft Ihrer Augen, lieber Werner?“ fragte er plötzlich, scheinbar unmotivirt. Der Andere wandte sich dann auch erstaunt nach dem Fragenden um.

„Nicht vom Besten,“ erwiderte er dann. „Bei Gelegenheit will ich Sie sogar in dieser Angelegenheit konsultiren; jetzt aber —!“

„Haben Sie absolut keine Zeit!“ platzte der Doktor heraus.

Der Ton, in dem er gesprochen, ärgerte, beleidigte Werner, und so trat er brüske wieder aus der Fensternische heraus und sich breitspurig vor seinen Gast stellend, sagte er: „Nein, ich habe momentan absolut keine Zeit!“

„Weil Sie einen Besuch machen wollen — da drüben?“

Es klang wie spottend aus dem Munde des Doktors.

„Nun ja, weil ich einen Besuch machen will.“

„Wohl nur, um den girrenden Täuberich zu spielen?“

„Doktor, was gehen Sie meine Angelegenheiten an!“ schrie Werner jetzt, in hohem Grade aufgeregt, während Winterstein sich lachend in seinem Sessel zurücklehnte.

„Nicht viel; aber weil ich es gut mit Ihnen meine, wirklich gut, erlaube ich mir die bescheidene Anfrage: Begeistert Sie da der Kopf drüben hinter den Scheiben zu diesem Besuch? Gedenken Sie, dem Kopf da drüben — einen Heirathsantrag zu machen?“

„Dem Kopf der jungen Dame! wollten Sie sagen, die mir durch ihr freundliches Herüberblicken, durch ihr treues Ausharren gerade an diesem Fenster den Beweis gegeben, daß — nun daß ich ihr nicht gleichgültig bin!“

Der Doktor lachte wie Beelzebub selbst.

„Mensch, Mensch!“ rief er dann. „Nein, die Geschichte ist zu lustig, sie verdient die Aufnahme in unserem besten Witzblatt.“

„Menagiren Sie sich, Doktor!“ rief Werner empört.

„Ach, was menagiren, Kreisrichterchen, wissen Sie denn auch, was für ein Kopf das ist, dem Sie so viel Aufmerksamkeit zollen? Nun, ich will es Ihnen sagen. Ein gewöhnlicher Haubenkopf von Pappe ist es, wie ihn die Putzmacherinnen gebrauchen. Da drüben hinter den beiden Fenstern aber wohnen zwei alte Fräulein, von denen das eine halbversteckt hinter der Gardine eben beschäftigt ist, Ihrem angebeteten „Kopf“ eine neue Haube, an der es für Geld und Lohn arbeitet, aufzuprobiren.“

Wie vom Blitz getroffen sank Werner auf einen Stuhl. Er war wirklich einer Ohnmacht nahe.

„Lassen Sie mich allein! Lassen Sie mich allein!“ stöhnte er dann. O — und bitte, erzählen Sie um Gotteswillen Niemandem von dieser entsetzlichen Geschichte!“ — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

„Nun?“ fragte Guckmann, als zehn Minuten später der Doktor wieder zu ihm in sein Arbeitskabinet trat. „Nun, wie steht es mit meinem unglücklichen Freunde?“

In dem Gesicht des erfahrenen Mediziners arbeitete es noch immer. Aber er war ein Ehrenmann und hätte unter keiner Bedingung sein eben gegebenes Wort gebrochen.

„Ich hatte vollkommen Recht,“ sagte er, „Werner litt an einer Art Paranoia, die wir in diesem Falle „Sehnsucht nach der Ehe im Allgemeinen“ nennen wollen. Aber es bedurfte nur eines sehr geringfügigen Mittels, um ihn zu heilen. Jetzt bin ich der festen Ueberzeugung, daß er für immer kurirt ist.“

„Gott sei Dank!“ erwiderte Guckmann ernsthaft. Dann klingelte er. Bald darauf wurde den beiden Herren ein solennes Frühstück aufgetragen. Manch ein Glas leerten sie auf das Wohl des geheilten Freundes, aber der Doktor wollte trotz des kleinen Rausches, in den er sich ziemlich bald versetzt sah, doch nicht verrathen, welches Mittel er angewandt, um den Freund seines Gastgebers von dem „Ehewahnsinn“ zu heilen.

Von diesem Tage an war Werner wieder der Alte. Freilich, auch eine Veränderung hatte die kleine Geschichte in ihrem Gefolge gehabt. Der Geheilte bat nämlich auf das Dringendste, ihm andere Zimmer anzuweisen. Weshalb, sagte er nicht; wir aber wissen es wohl. Der Haubenkopf da drüben war ihm jetzt eben so unausstehlich, als er ihn vorher vergöttert.

Natürlich wurde ihm dieser Wunsch sofort gewährt und damit die alte Gemüthlichkeit wieder hergestellt.

„Das Haus der Junggesellen“ bildete noch manches Jahr hindurch die Zielscheibe des Spottes in der Provinzialstadt. Endlich aber verlor es doch auch seinen Reiz und machte erst wieder von sich reden, als der Tod an einem Tage die beiden Herren desselben dahingerafft.

Laut dem Testament Guckmann's fiel der Besitz nun seinem ältesten Diener zu, mit der Verpflichtung, mittellosen, unverheiratheten Männern gebildeten Standes eine Heimath darauf zu schaffen. Caro hatte schon lange vorher das Zeitliche gesegnet.

Das Wort einer Mutter.

Wir schreiben und sprechen heute so viel über die Erziehung der Kinder, und gewiß, es ist das recht nöthig, denn es war hohe Zeit, auch auf diesem Gebiete nach weiteren Zielen zu streben. Aber manche Abhandlung des Gegenstandes könnten wir uns wohl ersparen, wenn wir einfach in unsere Vergangenheit, in unsere Kindheit nämlich, zurückschauen, wenn wir versuchen wollten, uns auf uns selbst zu besinnen, uns zu erinnern, wie bei diesem oder jenem Anlaß unser äußeres und unser inneres Verhalten gewesen. Das ist nicht schwer; es bedarf nur eines ernsten, sinnenden Hinüberblickens nach den Nebelbildern unserer Kinderjugend. Und wer dann recht scharf zu sondern versteht, der wird meist ein Doppelbild sehen: zuerst die Begebenheiten in ihrer äußerlichen Gestalt, und wie wir uns äußerlich zu ihr verhielten; dann aber den Hergang, wie er, an jene sich anlehnend, in unserer jungen Seele stattfand. Wie war der oft so ganz anders, als die „Großen“ es ahnten, so viel reicher und innerlicher, als sie uns zutrauten! Vor Allem aber werden wir sehen, daß wir die Tage der goldenen Kindheit nicht so goldenfroh verlebt haben, als wir gesollt, als es unser Recht war, und wieder einmal finden, daß das hohe Lied von dem Glück der Kindheit so gewiß eine Fabel ist, als es eine heilige unerschütterliche Wahrheit sein sollte. Wie schwer kann so ein kleines Herz sein, wie bang und verzagt das Gewissen, wie überall die Welt der kindlichen Gedanken und Vorstellungen und besonders wie leidenschaftlich das Bedürfniß nach Liebe und Verstandenwerden!

Eine Kinderstimme, eine weinende, war es, die mir neulich, als ich in der Abenddämmerung durch die Straßen ging, jene und ähnliche Gedanken wieder einmal lebhaft anregte. Wem, der in einer großen Stadt lebte, wäre dergleichen nicht begegnet: Ein Kind, das sich verlaufen, manchmal, Gott sei Dank, nur in der nächsten Straße. Es steht nicht still solch ein Kind, es geht, geht immer weiter ins Blaue, oder vielmehr ins Graue hinein, sieht gerade vor sich hin und weint bitterlich. Meistens liegt hier doch nicht direkt ein Unglück vor; das Kind ist gewiß bald geborgen, wir helfen ihm wohl selbst nach Haus und doch: sein Schluchzen, sein ziellos strebender Gang wirken oft herzzerreißend auf uns, und wir fühlen so tragisch beinahe, als das Kind.

Das kleine Ereigniß war mir noch frisch im Gedächtniß, als mir kürzlich ein vor Jahren erschienenes Buch in die Hände kam, in dem

ich viel von dem so oft Empfundenen und soeben Angedeuteten ausgesprochen finde: „Der Kinder-Advokat," von H. v. O., geb. v. St. Eine Mutter, und zwar eine weise und gute (denn nur eine solche vermag so klar, so kurz gefaßt, so aus der täglichen Erfahrung herauszureden), ergreift hier das Wort; sie blickt in die kleinen Herzen und findet darin so manche Spur schweigend erduldeten Unrechts, und sie sammelt die Thränen, die unverstanden geflossen, und steht auf und macht sich zum Anwalt der Kinder, das aussprechend, was sie nicht sagen können — und sie wird wundersam beredt in der Sache, die sie zu der ihren gemacht.

„Es fällt mir nicht ein," sagt sie, „Erziehungsunterricht geben zu wollen. Aber Eins habe ich nie begreifen können: warum ein Kind so oft schon unglücklich gemacht werden soll." Was versteht der Kinderadvokat unter dem „Unglücklichmachen" der Kinder? Das Leben in den meisten Häusern ist jetzt so beschaffen, daß Besuch und Umgang, Geschäfte und Vergnügungen der Großen deren Zeit vollkommen ausfüllen. Es ist kein Raum darin für eine Kinderexistenz; die Räder der geselligen Maschinen rumpeln über sie hinweg, und was sie sagen, klagen und vertrauen wollen, geht unter in dem Lärm, oder wird als Unart gerügt; doch haben sie das Recht, ihr bescheiden Theil Freude mitzugenießen, und es ist ein schlechtes Zeichen, wenn die Eltern es ihnen nur verschaffen können, indem sie sie von sich entfernen. Jedes einzelne Kinderleben ist eine Herzenssache und wird nicht zu seiner schönsten Blüthe entfaltet, ohne eine ihm zugewendete höchste Liebesmacht. Die humansten Theorien verhalten sich zu mütterlicher Praxis, wie menschliche Berechnung zu göttlicher Inspiration. Eine ordentliche Mutter hat einen antiken Stolz und keine mesquine, moderne Bescheidenheit; sie weiß, daß sie unentbehrlich ist. Es ist eine Versündigung, sie irre zu machen an sich selbst, die Arme der Arbeit, die Reiche geselliger Scheinpflichten wegen davon freizusprechen. Es wird zu wenig Vortheil gezogen aus dem Genie der Mutterliebe; während man sonst heute doch jedes kleinste Talent gierig ausbeutet, scheint den meisten Zuschauern diese eingeborne, mütterliche Zärtlichkeit schon vom Uebel. Von dieser gesunden, göttlichen Leidenschaft ist nirgend zu viel und oft zu wenig in der Welt; solche Liebe ist eine Kraft und nicht eine Schwäche. Nicht ein Kind geboren zu haben, sondern die ihm zugewendete Sorge macht eine Frau zur Mutter, macht das Kind zu ihrem Kinde. Wo diese Sorge fehlt, da verstummt das Gemüth des Kindes, die scheue, junge Seele wird nicht gezähmt und zutraulich, nicht geschickt zur Liebe; sie lernt nicht, Herz um Herz zu tauschen und sich hinzugeben.

Liebe ist nicht Verwöhnung, wie überheizte Stuben oder zu weiche Betten; sie ist ein Lebenselement für die Kinder, gleich reiner Luft und frischem Wasser. Sie gebietet nicht minder harte Dinge, als das strengste Gesetz, aber sie hat ihre eigne Weise, wie sie erreicht, was sie erlangen muß. Sie verkleidet die bittere Medizin der Nothwendigkeit mit ihrer frommen Schelmerei; sie versteht es, den Schmerz zu täuschen, das Langweilige unterhaltend, das Monotone mannigfaltig zu machen und leitet so zu Fleiß, Entsagung und Standhaftigkeit, zu diesen schwersten Tugenden, an. Nicht die treuen Mütter verwöhnen ihre Kinder, sondern die leichtsinnigen, weil sie in der kurzen Zeit, daß sie sich mit ihnen beschäftigen, Abbitte thun, und einholen wollen, was sie in den langen Abwesenheiten versäumten. Wie die Väter mit ruckweiser Strenge, so regieren sie mit ruckweiser Zärtlichkeit und sind nachgiebig zu unrechter Zeit.

Bei der Mutter ist der Platz des Kindes; daß sie neben dessen Beaufsichtigung noch Anderes zu thun hat, ist eben gut, denn Erziehung ist kein abgesondertes Geschäft; sie muß, wie die Religion, neben allem Andern bestehen, es durchdringen. In den frühesten Lebensjahren bedarf das Kind gar sehr der Liebkosungen, der holden Anreden; sind doch seine Nerven so fein, so zart; und so ist es auch nicht einerlei, wer das Kind hebt, trägt, wäscht, striegelt und streichelt. Einer der Alten sagt, die Seele wohne in den Fingerspitzen, und das ist wahr; die Hand kann wunderkräftig wirken und der kleinste Dienst wird oft etwas Anderes durch die Art, die Seele, mit der man ihn leistet. Auf der anderen Seite wird der Ernst im Kinde, die Treue und die Kraft seines Gefühls lange nicht genug geehrt, und lange nicht genug wird die Zeit genossen, da es noch klein ist, da noch keine Anforderungen von Fleiß, keine Zumuthungen von Artigkeit den goldenen Frieden stören.

Gerechtigkeit gegen Kinder ist, weil sie eine fortwährende Besonnenheit voraussetzt, fast noch seltener, als Liebe. Wie wenige Frauen fragen sich wohl, ob sie nicht im Unrecht sind und das Kind im Recht? Ob diesem das Verlangte auch verständlich war? Hör' auf zu lachen! Hör' auf zu weinen! ist leicht gesagt, aber nicht immer leicht gethan. Mit dem Allen ist einer zu weichlichen Art des Verkehrens immer noch nicht das Wort geredet. Gewiß ist die Gefühlsquälerei für ein Kind wohl die peinlichste und spitzfindigste von allen Martern; es ist nicht seine Schuld, wenn es sich dagegen verstockt und die Großen sollten nur auch mehr von der heiligen Scham haben, mit der ein Kind seine tiefsten Empfindungen verschließt. Wenn Kinder ungezogen sind, so mögen sie in speziellen Fällen immer Unrecht haben; allein was man im Allgemeinen ein ungezogenes Kind nennt, ist gewöhnlich das nothwendige Resultat einer Mischung von Umständen, für die das Kind nichts kann, deren Opfer es vielmehr ist, und oft straft man einfach nur, was man nicht geschickt genug war, zu verhindern.

„Den Willen brechen" ist selten mehr, als eine beliebte, aber auf Täuschung beruhende Redensart, denn die Verleugnung des eigenen Willens hat doch nur Werth, wenn sie aus freiem Antriebe geschieht. Wer das Gehorchen nicht durch einige Liebenswürdigkeit erleichtert, der handelt weder klug, noch großmüthig, und wird sich wundern, was passirt, wenn er den Rücken wendet.

Vor dem siebenten Jahre sollte man von den Kindern noch kein Zeugniß fordern; sie leben ja noch wie im Traume; ihre Spiele, die doch ihr eigentliches Leben sind, bewegen sich in einer imaginären Welt; alle Poesie würde man in ihnen zerstören, wenn man verlangen wollte, daß sie zu sondern wüßten, was wirklich und was eingebildet ist. Darum soll man sie nicht gleich der Lüge zeihen, und sie vor diesen Sünden mehr zu hüten suchen, als sie davor warnen.

Beim Unterricht sollte man die Schwierigkeiten mit größester Vorsicht steigern, damit dem Kinde das Vergnügen des Erfolges gesichert bleibt. Oft wird das junge Hirn mit Stoffen überbürdet, die es unmöglich schon bewältigen kann, und im Gegensatze dazu benutzt man die Gelehrigkeit des Kindes nicht ausreichend für Dinge, die garnicht früh genug geübt werden können: körperliche Geschicklichkeit, mechanische Fertigkeiten, Gewöhnung zu allerlei Gutem. Wer sähe nicht mit Rührung den wonnigen Stolz in dem kleinen Angesicht, wenn man dem Kinde ernsthaft und wohl selbst etwas wichtig versichert, daß es recht schön geholfen habe? Arbeit kann und soll man dem Kinde nicht ersparen; so lange es spielt, arbeitet es auch; aber schon ein dreijähriges Kind kann sich langweilen, weil es in Müßiggang verfällt, und liefert es sich uns in diesem Zustande aus, so soll man rasch zum Unterricht dabei sein und nicht etwa ihm spielen helfen. Mit Zwang und Vorwürfen ist wenig beim Lernen auszurichten; man kann ein Kind waschen und kämmen, es mag wollen oder nicht, aber man öffnet ihm nicht das Verständniß, man fixirt nicht seine Gedanken ohne seine Zustimmung.

Geselligkeit können Kinder nicht allzulange vertragen, und es sind schlecht erzogene Kinder, die nur im Spektakel sich glücklich fühlen. So vortheilhaft an sich ein kameradschaftlicher Verkehr mit Altersgenossen ist, sollte man doch nicht mehr davon gestatten, als man einigermaßen übersehen kann. Das Schlimme färbt leichter ab, als das Gute.

Die Lust des Kindes am Komödienspielen ist nicht ohne eine gewisse Gefahr. Alles Scharfaccentuirte, Pathetische, Absonderliche ahmen sie gern nach; so unschuldig dies nun auch an sich ist, muß man sie doch vor dem gedankenlosen Nachplappern hoher und heiliger Dinge zu bewahren suchen. Man kann garnicht einfach und natürlich genug sein in dem, was Kinder ernsthaft nehmen sollen. Ihnen z. B. religiöse Anschauungen mundrecht machen zu wollen, ist oft ein höchst läppisches Bestreben. Das religiöse Gefühl müssen sie einathmen, gleich dem Duft einer Blume, durch das Scheuen, durch das Beispiel: die felsenfeste Treue des Versprechens, das Mitleid, das jedes Leiden, und wäre es das eines Hundes, einer Katze im Hause findet, der Abscheu vor aller Härte und Schadenfreude — das sind praktische Erklärungen von Gottes Willen, mehr werth, als ein ganzer Katechismus. Dem Kinde die „Geistesgegenwart der Tugend" angewöhnen, das heißt: es anhalten, seinen guten Willen in jedem Augenblick, wo es nöthig ist, im Dienste und zum Heile Anderer, zur Wahrheit, zur That werden zu lassen, das ist wohl die höchste und umfassendste Religionslehre, die wir ihm geben können.

Wir haben nur einzelne Bemerkungen aus dem reichen Schatz der Erfahrungen und Beobachtungen wiedergegeben, mit welchen der Kinderadvokat für seine kleinen, aber zahllosen Klienten in die Schranken tritt. Wie heilig und ernst die Frau, welcher wir dies köstliche Buch verdanken, ihre Aufgabe genommen, das leuchtet ebenso sehr aus jedem Satze hervor, als das Glück und die hohe Befriedigung, welche sie in der Lösung derselben empfindet.

„Umgang mit Kindern," ruft sie, „gleicht einem Spaziergange auf dem Lande; du bist allein, du hast manches in dir, worauf Lerchengesang, Kräuterduft oder Morgenwind nicht antwortet, allein dir ist doch wohl, und du bist in einer Region von Gedanken und Freuden, die das Herz gesund macht."

Bücher, wie das vorliegende, gehören zu den seltensten Erscheinungen. Obwohl nicht mehr als 76 Seiten lang, war doch ein ganzes Leben nothwendig, um es zu schreiben. Wir wünschen ihm noch zahlreichere Leserinnen; der Segen wird nicht ausbleiben.

Denn, wie die Verfasserin es gesagt: „Was wir im heiligen Herzenseifer der Güte und des Mitleids für ein Kind gethan haben, wird nie zur Spreu. Der Einfluß einer Seele auf die andere wird wie Blüthenstaub in unberechenbare Weiten getragen, und welch' eine Kraft Erziehung in diesem Sinne ist, würde erst offenbar werden, wenn wir die Verkettung aller Dinge übersehen könnten."

Buntes Allerlei.

Johannes Scherr. (Zu unserem Bilde auf Seite 41.) Der kürzlich verstorbene Prof. Joh. Scherr, geb. den 3. Oktober 1817, ist einer der originellsten Schriftsteller unserer Zeit, von anerkennenswerther Vielseitigkeit, aber nur zu oft bringt er gewagten Wortwendungen die eigentliche Kraft des einfacheren Ausdruckes zum Opfer, man verdankt ihm mehr wie eine Wortbildung wie „Knechtschaffenheit" und ähnliche. Oft vergißt er, von seinem Gegenstande hingerissen, den Standpunkt, den er gerade zuvor in einem anderen Artikel eingenommen, aber anregend bleibt er immer.

Der junge Mediziner. Ein Student der Medizin verrieth so wenig Beruf für diese Wissenschaft, daß ein Professor ihn zu sich beschied und sagte: „Junger Mann, Ihr verrathet so wenig Beruf für die Heilkunde, daß ich Euch rathen möchte, lieber ein anderes Studium zu wählen, da es jetzt noch Zeit ist. Denn," schloß er seine Ermahnungsrede, „bedenkt: longa, vita brevis (lang ist die Kunst, kurz das Leben)." Der Student schaute den Professor etwas verdutzt an, gleichsam, als ob er denselben nicht recht verstanden habe. Letzterer frug darum: „Nun, wie übersetzt Ihr diese Worte?" „Die lange Kunst, das Leben kurz zu machen," war die ebenso originelle, wie charakteristische Antwort.

Beim Billard. „Nun, wie steht Ihre Parthie?" „Nicht besonders, ich habe eben wieder einen Kix gemacht." „O, freuen Sie sich darüber, daß Sie die Behauptung Ihres Vaters zu Schanden gemacht haben, der immer sagte, daß Sie weder Kix noch Kax verstehen."

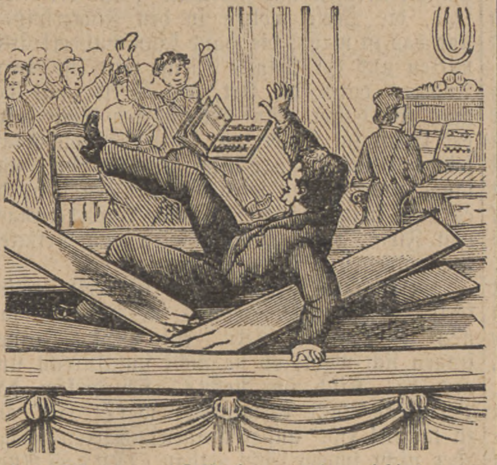
Pessimistisch. Ein Mensch, welcher in allen seinen Unternehmungen sehr unglücklich war, rief voll Grimm über sein Mißgeschick aus: „Ich glaube, wenn ich ein Hutmacher geworden wäre, so kämen die Menschen ohne Köpfe auf die Welt."

Schmeichelhafter Vergleich. Ein reicher Mann lag auf dem Sterbelager. Zu beiden Seiten des Bettes saßen zwei Advokaten, die, von den Erben angestellt, sich bemühten, ihn wegen einiger Testamentsklauseln mehr zu Gunsten der letzteren zu stimmen. „Ach!" seufzte endlich der Todtmatte, „ich komme mir vor, wie Christus." — „Wie so?" frug der eine Advokat. — „Ich sterbe zwischen zwei Schächern."

Falsche Adresse. Zwei Bauern traten in eine Apotheke. „Herr Apotheker," sagte der Eine, „ich wünschte etwas gegen Zahnschmerz." Der Provisor holte eine Flasche mit Salmiakgeist herab und ließ den Frager drein riechen, worauf Letzterer sofort zu Boden stürzte. Als er sich wieder erholt, fragte der Provisor: „Nun, ist der Zahnschmerz weg?" „Ach du lieber Gott," erwiderte der Hingefallene, „ich hab ja gar keinen Zahnschmerz gehabt, hier mein Nachbar hat welchen." Der Provisor hielt nun diesem die Flasche hin. Der Andere aber, nach der gemachten Erfahrung, hütete sich wohl, seine Nase an die gefährliche Oeffnung zu halten.

Ein menschenfreundlicher Wirth. „Sagt doch, Gevatter, warum hängt Ihr denn alle Abende die Laterne an den Weidenbusch?" — „Das will ich Euch erklären. Seht 'mal, die Fremden kommen gewöhnlich zu uns, wenn's finster wird; und weil nun das oberste Wirthshaus gleich an der Brücke liegt, so kehren sie alle dort ein. Wenn sie aber die Laterne sehen, da laufen sie gewöhnlich ins Wasser. Nun lauere ich schon mit einem Haken, rette sie und aus Dankbarkeit übernachten sie dann bei mir."

„Durchschlagender" Erfolg



eines Sängers, auf Verlangen aber nicht da capo.

Gutgemeinter Rath. Bei einer Soirée Friedrich Wilhelm III. ersah ein Lakai die Gelegenheit, an das Büffet zu schleichen, als grade Niemand zugegen war, und einen herzhaften Schluck aus einer Flasche mit Rothwein zu thun. In diesem Augenblicke tritt der Hofmarschall herein. Der Lakai erschrickt dermaßen, daß er den Wein verschüttet, so daß seine weiße Piquetweste blutroth überströmt wird. Der erzürnte Hofmarschall ruft: „Sie haben sich unterstanden, von dem Wein Sr. Majestät zu trinken, Sie sind Ihres Dienstes entlassen." Der arme Lakai stürzt dem strengen Mann zu Füßen und fleht um Gnade. Der Marschall bleibt unerbittlich. Während dieser tragischen Szene tritt der König herein. Der Marschall theilt das Verbrechen mit und deutet als unwiderlegliches corpus delicti auf des Mannes blutrothe Weste. Der Lakai wirft sich jetzt Sr. Majestät zu Füßen. Dieser spricht in seiner bekannten Infinitivform: „Aufstehen — diesmal gut sein lassen — aber künftig weißen trinken."

Scherz-Rebus.

Der erste Vers eines bekannten Liedes:

ALM

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Harte Arbeit. Ein Bauersmann ließ sich bei einem städtischen Zahnarzt einen Zahn herausnehmen. Die Operation ging auf das Schnellste von statten. Als der von seinem bösen Zahn Befreite bezahlen wollte, verlangte der Zahnarzt drei Mark. „Was," rief der Bauer im höchsten Zorn, „drei Mark?! Vorm Jahre ließ ich mir von unserm Dorfbader einen Zahn herausnehmen, der hat mich für zwanzig Pfennige dreimal durch die Stube geschleppt."

Ganz natürlich. Ein Ungar erkundigte sich bei einem Gelehrten, er möge ihm doch eine gute Weltgeschichte empfehlen. Der Gelehrte nannte eine solche in zwanzig Bänden, von welcher in neuer Auflage soeben der erste Band erschienen. Der gute Ungar geht nun in die Buchhandlung und verlangt das Werk. Man reicht ihm vor der Hand den ersten Band. „Nix, nix," ruft der Kauflustige, „ich will haben zwanzig Band." Man giebt ihm also zwanzig erste Bände, welche der Magiar schön einbinden läßt. Nach einiger Zeit begegnet ihm der Gelehrte wieder. „Nun, wie gefällt Euch die Weltgeschichte?" fragte er. „O," lautete die Antwort, „ist gar schön geschrieben, nur zu bedauern, daß sich der Geschichtsschreiber so oft wiederholt."

Fehler und Unglück. „Herr Maier," rief ein Pferdeliebhaber, „Sie haben mir da ein Pferd verkauft, von dem Sie versichert, daß es keinen Fehler habe. Gleichwohl ist das Pferd blind." — „Is das Rößli blind?" antwortete Herr Maier. „Ja schauns. Blindheit is ka Fehler, das is halt a Unglück."

Im Bade. Badearzt: „Wie bekommt Ihnen die Brunnenkur?" — Patient: „Der erste Becher bekommt mir nicht, erst bei dem zweiten wird mir besser." — Badearzt: „Gut, so lassen wir von jetzt den ersten Becher weg."

Hauswirthschaftliches.

Ueber die Bereitung der Salate. Ein gut bereiteter Salat ist eine der angenehmsten und beliebtesten Nebenspeisen. Seine Bereitungsweise erscheint einfach und leicht; aber dennoch ist es schwieriger, als man denkt, einen Salat so herzustellen, daß er allen Anforderungen entspricht, d. h. daß er wohlschmeckend und dabei gesund ist und auch ein zierliches und Appetit erweckendes Aeußere besitzt. Die Gemüse, welche zu den Salaten benutzt werden, müssen möglichst jung und frisch sein, dürfen nicht lange im Wasser liegen und müssen völlig trocken sein, ehe man sie in die zum Salat bestimmte Sauce hinein thut. Reichliches und sehr gutes Oel ist ebenfalls ein Haupterforderniß. Wir verweisen auf den bekannten Ausspruch, daß zur Bereitung des Salates vier Personen gehören: ein Verschwender zum Reichen des Oels, ein Geiziger, der den Essig hinzu thut, ein Weiser, der das Salz bestimmt, und ein Narr, der Alles tüchtig durcheinander mischt. Jedenfalls hat dieser Ausspruch seine volle Berechtigung. Versalzene Salate sind völlig unschmackhaft, die zu saueren dagegen der Gesundheit nachtheilig, während mit dem Oel, welches dem Salat Wohlgeschmack und Nährwerth ertheilt, nur zu häufig gespart wird. Bei der Bereitung des Kartoffelsalates wird häufig darin gefehlt, daß man bereits kalt gewordene oder gar vom Tage vorher übrig gebliebene Kartoffeln dazu benutzt. Es ist ein Haupterforderniß, wenn man einen guten, wohlschmeckenden Kartoffelsalat herstellen will, daß man in der Schale gekochte Kartoffeln, geschält und in feine Scheiben geschnitten, noch warm in die Sauce schüttet, damit dieselbe hinreichend einzuziehen vermag.

Charade.

Die beiden Ersten sollen sein
In ihrem Schaffen sehr gewandt,
Und loben soll sie jedes Werk,
Das sie vollführt mit ihrer Hand.

Die beiden Letzten schufen schon
Manch' herrlich Lied voll hohem Sinn,
Das tönt noch lang' nach ihrem Tod,
Und Ruhm und Ehr' ist ihr Gewinn.

Dem Ganzen ward in alter Zeit
Am Hof der Fürsten Ruhm und Preis,
Als Jüngling schon und auch als Mann,
Und auch als silberlock'ger Greis.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

Wenn man sieht, sieht man sie nicht; wenn man aber nicht sieht, sieht man sie.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Der Kukuk.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Niemand ist frei, der über sich nicht Herr ist.

Palindrom.

Ein Mädchenname bin ich;
Doch rückwärts Niemand fehlt,
Wenn Alle man genau gezählt.
Nun, Räthselfreund, besinn' dich!

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Roßbach. – Wein, Wien. – Lichtscheere.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin W., Behrenstraße 22.